

Gerhard Haase-Hindenberg

»Ich bin noch nie einem Juden begegnet ...«

Gerhard Haase-Hindenberg

**»Ich bin noch
nie einem Juden
begegnet ...«**

Lebensgeschichten
aus Deutschland

 Edition
Körber

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Edition Körber, Hamburg 2021

Umschlag: Groothuis. www.groothuis.de

Covergestaltung und Illustration: Ralf Nietmann |
www.ralfnietmann.de

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg |
www.buch-herstellungsbuero.de

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-89684-290-9

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-koerber.de

Ich möchte leben.

Schau, das Leben ist so bunt.

Es sind so viele schöne Bälle drin.

*Und viele Lippen warten, lachen, glüh'n
und tuen ihre Freude kund.*

*Sieh nur die Straße, wie sie steigt:
so breit und hell, als warte sie auf mich.*

*Und ferne, irgendwo, da schluchzt und geigt
die Sehnsucht, die sich zieht durch mich und dich.*

*Der Wind rauscht rufend durch den Wald,
er sagt mir, dass das Leben singt.*

*Die Luft ist leise, zart und kalt,
die ferne Pappel winkt und winkt.*

Ich möchte leben.

*Ich möchte lachen und Lasten heben
und möchte kämpfen und lieben und hassen
und möchte den Himmel mit Händen fassen
und möchte frei sein und atmen und schrei'n.*

Ich will nicht sterben. Nein:

Nein.

Das Leben ist rot,

Das Leben ist mein.

Mein und dein.

Mein.

SELMA MEERBAUM

(5.2.1924 – 16.12.1942 IM KZ MICHAÏLOWKA)

GESCHRIEBEN AM 7. JULI 1941

Inhalt

Vorwort	9
Prolog: Leben mit den Juden – seit 1700 Jahren ...	13
Die zweite Generation	33
Treffen an Rosh Hashana 35 • Unter dem Schutz des Feindes ... 57 • Jüdische Kindheit in der Kreisstadt 64 • Trauer und Erinnerung 73 • Jüdisch sein im Sozialismus 84 • Hammer, Sichel, Davidstern 96 • Das Geheimnis 106 • Kippa und Uniform 112	
Aus aller Welt	120
Treffen in Hameln 124 • Wege zu einer jüdischen Identität 132 • Dina, Debbie und Jaffa 161 • Das gemeinsame Ziel 175 • New York–Berlin 188 • Der verstummte Blogger 199 • Spurensucher, Sinnsucher 207	
Innovativ, individuell, jüdisch	230
Kneipendunst und Poesie 231 • Der lange Weg zu sich selbst 237 • Mitzwot 249 • Zelt der Erneuerung 267 • Jüdisch und queer 274	
Die Rückkehr der Jüdischen Kunst	290
Musische Töchter musischer Mütter 291 • Israelische Kunst am Ort der Shoah 310 • Tania und Marcia 320 • Mobbing 329 • „Angekommen!?“ 344	

Dein Gott ist auch mein Gott ... 349

Einsame Wege zur Synagoge 352 • Endlich zu Hause 365

Epilog: Zurück zu den Anfängen ... 373

Vorwort

Zugegeben, das Titelzitat dieses Buches mag irritieren. Es ist aber nicht gänzlich aus der Luft gegriffen. Nahezu alle jüdischen Personen, deren Geschichten hier erzählt werden, haben bestätigt, diesen Satz so oder ähnlich schon einmal gehört zu haben. Wie aber kommt eine solche Aussage zustande? Auch wenn NS-Rassenkundler einst etwas anderes verkündeten und damit mancher blonden Jüdin mit Stupsnase oder manchem schmallippigen Juden mit blauen Augen das Überleben ermöglichten: Man sieht es Juden in aller Regel nicht an, dass sie Juden sind. Zumindest nicht, wenn sie ohne Schtreiml und Schläfenlocken unterwegs sind, was hierzulande kaum vorkommt. Selbst die Kippa trägt fast kein deutscher Jude außerhalb der Synagoge. Woher also weiß man, ob man einem Juden begegnet ist oder nicht? Man weiß es nicht! Das mussten selbst die Endlösungs-Fanatiker der Nazis einsehen. Welchen Sinn hätte sonst die diskriminierende Kennzeichnung mit dem gelben Stern ergeben?

Ob jemand ein Jude oder eine Jüdin ist, erfährt der nichtjüdische Deutsche eher zufällig im direkten Gespräch, durch eine Bemerkung vielleicht oder weil es sich für jemanden thematisch anbietet, sein Judentum zu erwähnen. Manchmal ist es ein schlichtes Halskettchen mit dem Davidstern oder die öffentliche Lektüre der Jüdischen Allgemeinen, die jemanden zu der Frage animiert, ob das Gegenüber wohl jüdisch sei. Gern wird dabei das Adjektiv

jüdisch, und das entsprechende Substantiv sowieso, zaghaft durch die Formulierung »jüdischen Glaubens« ersetzt. Übrigens: Würde diese Frage verneint, hieße das noch lange nicht, dass es sich nicht um einen Juden handelt. Kein Jude muss nämlich gläubig sein. Wenn er eine jüdische Mutter hat, wird das jedem Rabbiner genügen. Bei Konvertiten sieht das anders aus. Wer sich im Beth Din, dem Rabbinatsgericht, beim Übertrittsverfahren selbst als Atheisten bezeichnet, hat kaum eine Chance, anerkannt zu werden. Für einen gebürtigen Juden aber gibt es in einem solchen Fall keine Institution, die ihm den jüdischen Status absprechen kann.

Wenn nun aber eine jüdische Person bei der zufälligen Begegnung mit dem fremden anderen – sagen wir im Speisewagen des ICE – keinen Davidstern um den Hals trägt, die Süddeutsche Zeitung liest und sich lieber über die Subventionspolitik der EU unterhält? Dann wird an diesem Tag jener titelgebende Satz garantiert nicht fallen. Im Übrigen ist das ein ziemlich heutiger Satz, den es in dieser Form vor der NS-Zeit in Deutschland vermutlich gar nicht gab. Damals lebten Juden nicht nur in den Städten mit den großen Gemeinden von Berlin bis Worms, sondern auch im unterfränkischen Gochsheim, dem schwäbischen Berlichingen oder in unzähligen anderen jüdischen Landgemeinden. Die Menschen handelten mit jüdischen Viehhändlern, besuchten jüdische Ärzte und kauften in den Warenhäusern von Hermann Tietz und anderen jüdischen Kaufleuten. Man kannte die Juden damals vielerorts aus der Nachbarschaft.

Die Frage, woher die Juden ursprünglich ins Gebiet des heutigen Deutschlands kamen und vor allem wann, wird seltener gestellt. Entweder wissen es die Leute oder sie halten das für eine Bildungslücke und unterdrücken diese

Frage deshalb. Auf den nächsten 18 Seiten gibt es einen kleinen historischen Abriss jüdisch-deutscher Geschichte, ehe auf den 351 Seiten danach Juden und Jüdinnen vorgestellt werden, die sich seit dem Ende der Shoah wieder in Deutschland angesiedelt haben. Es sind rund 200 000, wovon nur knapp die Hälfte in den jüdischen Gemeinden organisiert sind. Inzwischen sind die Kinder und Enkel der Shoah-Überlebenden in der Minderzahl, die meisten kamen aus den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion oder sind deren Nachfahren. Aber auch aus den USA, Israel, Australien oder Südamerika kommend haben Juden wieder zwischen Hameln und Barnim ihren Wohnsitz genommen. Jeder und jede von ihnen hat eine individuelle jüdische Lebensgeschichte. Einige davon werden hier erzählt und nach der Lektüre wird kein Leser und auch keine Leserin mehr sagen: »Ich bin noch nie einem Juden begegnet ...«

PROLOG

Leben mit den Juden – seit 1700 Jahren ...

Der Große Tempel von Jerusalem war 581 Jahre lang das Heiligtum des Volkes Israel, dann begann die Revolte. Lange schon war die Unterdrückung durch die römischen Besatzer als demütigend empfunden worden, aber erst die Forderung des Prokurators Gessius Florus, Teile des Tempelschatzes seinem Kaiser im fernen Rom zu übereignen, brachte das Fass zum Überlaufen. Vier Jahre lang tobte der erste jüdische Krieg, dann endete er im Jahre 70 nicht nur mit der Zerstörung des Tempels, sondern auch mit der Verwüstung Jerusalems und der Zerschlagung jüdischer Verwaltungen in Judäa. 66 Jahre später rief der Rebell Simon bar Kochba die letzten Juden erneut zu den Waffen. Nach anfänglichen Erfolgen wurde er im dritten Jahr des Aufstandes von römischen Truppen eingeschlossen. Seine Leute erkannten die ausweglose Lage offenbar eher als er. Durch die Belagerung ausgehungert, wandten sie sich gegen ihren Anführer. Gedankt wurde es ihnen von römischer Seite nicht. Dort, wo einst Jerusalem stand, wurde die römische Kolonie Aelia Capitolina errichtet, die zu betreten Juden fortan bei Androhung der Todesstrafe verboten war. Zum zweiten Mal in der Geschichte der israelitischen Stämme – nämlich seit der Vertreibung durch die Assyrer fast 800 Jahre zuvor – begann eine Zeit der Verstreuung und die Griechen steuerten hierfür das Wort »Diaspora« bei. Rund

um das Mittelmeer wurden jüdische Gemeinden gebildet und auch in Rom entstand am rechten Ufer des Tibers eine Siedlung mit zahlreichen Synagogen. Die Juden waren ihrer Heimat beraubt, nicht aber ihrer Identität.

Im Jahre 212 erklärte Kaiser Caracalla alle Bürger seines Reiches zu Vollbürgern mit völliger Niederlassungsfreiheit und bezog die »römischen« Juden dabei explizit mit ein. Das führte dazu, dass sich viele von ihnen als Legionäre zum römischen Heer meldeten, was der Imperator als positive Folge im Hinterkopf gehabt haben mag. Aber auch jüdische Zivilisten begleiteten die Legionen bis in die neu gegründeten römischen Städte am Rhein. Dort ließen sie sich als Händler und Handwerker nieder. Kaiser Konstantin der Große war es, der im Jahr 321 in einem Brief an den Stadtrat der Colonia Claudia Ara Agrippinensium – jenem Gemeinwesen, aus dem später die Stadt Köln wurde – erklärte, dass es ab sofort »durch allgemeines Gesetz gestattet« sei, Juden in die kommunalen Verwaltungen aufzunehmen. Historiker haben daraus geschlossen, dass es in der Colonia bereits eine größere jüdische Gemeinde gegeben haben muss. Wenn man dieser nachvollziehbaren Annahme folgt, so wäre dies vor 1700 Jahren der urkundlich verbrieftete Beginn jüdischen Lebens in jenem Gebiet, das heute Deutschland heißt.

Anderthalb Jahrhunderte später ging das Weströmische Reich unter. Längst hatten sich entlang des Rheins in den großen Verwaltungszentren jüdische Gemeinden gebildet. Deren Mitglieder waren die Nachfahren jener, die ursprünglich aus so unterschiedlichen Gegenden wie Judäa, Idumäa, Galiläa und Peräa jenseits des Mittelmeeres stammten. Was sie in der Ferne einte, war das Bemühen, ein Leben nach den Gesetzen der Tora zu führen, den fünf

Büchern Mose in der jüdischen Bibel. Wie aber sollte ein solch bibeltreues Leben aussehen? Darüber gab es in jener Zeit teils heftige Diskussionen unter den Rabbinern. Seit dem 2. Jahrhundert entstand in Babylon und in den wenigen verbliebenen Gemeinden in Palästina eines der bedeutendsten Schriftwerke des Judentums – der Talmud. Dieser besteht aus zwei Teilen: der Mischna und der Gemara. Als Mischna gilt die erste Niederschrift jenes Teils der Tora, den Gott nach jüdischer Überlieferung Moses gegenüber mündlich am Berg Sinai offenbart haben soll. Die rabbinischen Diskussionen darüber wurden dokumentiert. Diese bestehen aus Analysen und sich teils widersprechenden Kommentaren, die über juristische Fragestellungen hinaus Gebiete wie Medizin, Naturwissenschaften, Geschichte, Pädagogik und Sexualität berühren. Diese bilden den zweiten Teil des Talmuds und der wird eben Gemara genannt. Nach und nach kamen die Niederschriften ins aschkenasische Gebiet, also den »deutschen« Landen, was in der Folge auch hier zu sehr tiefen philosophischen Diskursen unter jüdischen Gelehrten geführt hat. Diese wurden in die Synagogen und die angeschlossenen Schulen getragen, was ein intellektuelles Klima in den jüdischen Gemeinden förderte.

Der erste Jude, der es in die deutschen Geschichtsbücher geschafft hat, hieß Isaak, war ein Aachener Kaufmann, seiner vielseitigen Sprachkenntnisse wegen aber auch von König Karl an dessen Hofe mit Dolmetscheraufgaben beauftragt. Ende des 8. Jahrhunderts war König Karl, sicher schon im Hinblick auf die angestrebte Kaiserkrone, darum bemüht, die politischen Beziehungen nach verschiedenen Seiten hin zu vertiefen. Dazu gehörten die zum Kalifen Hārūn ar-Raschīd in Bagdad. Karl hielt Isaak für den richtigen Mann, um diesen als Gesandter zu besuchen und ihm

Geschenke zu übergeben. In königlichem Auftrag machte sich Isaak auf die Reise und kam nach mehr als zwei Jahren am 20. Juli 802 wieder nach Aachen zurück. Fast die gesamte Schar seiner Begleiter hatte den Trip in den Orient nicht überlebt. Er aber freute sich des Lebens und übergab seinem König, der inzwischen von Papst Leo III. zum Kaiser gekrönt worden war, als Geschenk des Kalifen einen (angeblich) weißen Elefanten namens Abul Abbas. Mehr aber wissen die Geschichtsbücher nicht über den Juden Isaak. Dennoch gilt er als ein früher Repräsentant jener Eigenschaften, die vielen der weit gereisten Juden eigen waren. Dafür stand nicht nur ihre Vielsprachigkeit, was in einem zunehmend globalen Handel allein schon ein erheblicher Vorteil war, sondern auch die traditionellen Verbindungen nach Rom, Byzanz, Marseille oder anderswohin, wo sie vor Ort wiederum in den jüdischen Gemeinden vertraute Glaubensbrüder vorfanden. So verfügten sie über ein internationales Netzwerk, das sich Fürstenhöfe zunutze machten, ebenso wie Grafen, Ritter und zunehmend auch das neu entstehende städtische Bürgertum.

Der zweite Jude, der sich einen Platz in den Geschichtsbüchern sicherte, hieß Kalonymus. Von ihm weiß die Nachwelt etwas mehr als von Isaak. Am 13. Juli 982 rettete er Kaiser Otto II. bei dessen Flucht vor den Sarazenen im kalabrischen Cotrone durch einen körperlich wagemutigen Einsatz das Leben. Der Kaiser revanchierte sich, indem er seinem jüdischen Retter nach der Rückkehr in Mainz ein Haus schenkte und ihm die vollen Bürgerrechte verlieh. Dies war der Beginn des Aufstiegs der Kalonymiden zu einer einflussreichen Familiendynastie, die über eine lange Zeit nicht nur Kaufleute, sondern auch Gelehrte und Männer von politischer Bedeutung hervorbrachte.

Bald zählten die jüdischen Gemeinden in Köln, Mainz,

Speyer und Worms mehr als tausend Mitglieder, die Juden waren geschätzte Bürger der jeweiligen Kommunen oder zumindest als solche akzeptiert. Bis auf die Beschaffung von koscheren Lebensmitteln, was die Existenz von schäch- tenden Metzgern und rituell produzierenden Brotbäckern voraussetzte, ging man zu denselben Handwerkern und be- suchte dieselben Schankwirtschaften wie die christlichen Nachbarn. Man wohnte Wand an Wand, denn noch gab es keine Ghettos. Trotz aller religiösen und ethnischen Unter- schiede (Assimilation hatte bis dahin noch nicht stattgefunden) lebte man friedlich miteinander, bis es Ostern 1096 zu einer folgenreichen Katastrophe kam. Fünf Monate zuvor hatte Papst Urban II. ins französische Clairmont (dem heu- tigen Clermont-Ferrand) zur Synode gerufen. Der franzö- sischstämmige Oberhirte war ein machtgieriger Mensch, weshalb er nicht nur den Gegenpapst Clemens III., sondern auch weltliche Konkurrenten mit dem Kirchenbann belegt hatte. Nun holte er zu einem vermeintlich ganz großen Schlag aus, der ihm seine Macht auch im Jenseits sichern sollte. Am zehnten Tag der Synode ließ er seinen Thron vor die Tore der Stadt tragen, wo er einer Menge von 13 Erz- bischöfen, 315 Bischöfen, zahlreichen Äbten und einer großen Menge von Adligen und einfachen Leuten zurief, dass er, »der höchste Priester dieser Erde«, dazu berufen sei, das Heilige Land von den Muslimen zu befreien. Das Auditorium wurde aufgerufen, das eigene Hab und Gut zu veräußern, vom Erlös Waffen zu kaufen und gen Jerusa- lem zu ziehen. An jenen Ort, wo Christen bis dahin ebenso friedlich mit den Muslimen zusammenlebten wie an Rhein und Donau mit den Juden. Dem Papst aber ging es um die Ausweitung seines Machtbereichs, nicht um gegenseitige religiöse Toleranz. Um seine Söldnertruppen bei Laune zu halten, stellte er ihnen in Aussicht: »Ich gelobe euch, wer

auf dem Weg dorthin sein Leben lässt, dem werden alle Sünden vergeben sein.« Vor allem die einfachen Leute gerieten in Verzückung und schlossen sich den beiden vom Papst ausgewählten Führern an: einem mittellosen Ritter und einem Mönch von geradezu demagogisch-charismatischer Überzeugungskraft. Bald formierten sich 20 000 Menschen zu einem Kreuzzug, dem sich auf ihrem Weg weitere Kämpfer anschließen sollten. Keinem war die geografische Dimension dieser Reise klar – hinüber nach Deutschland, entlang der Donau über den Balkan und den Bosphorus bis nach Palästina. Knapp fünf Monate später hatten sie gerade einmal 400 Kilometer geschafft. Tag für Tag war man durch karge Landschaften mit armer bäuerlicher Bevölkerung gezogen, dann kam das bereits desolate Heer mit durchgelaufenen Schuhen und lahmen Eseln in die reichen Städte am Rhein. Dort gab es volle Lebensmittellager und wohlgenährte Bewohner. Und die Söldner erfuhren zu ihrem Erstaunen, dass in einigen der schönsten Häuser Juden lebten, jenes Volk also, das einst »den Herrn gekreuzigt« habe. Obgleich auch zu Ostern 1096 in den Kirchen die wundersame Auferstehung des zuvor Gekreuzigten gefeiert wurde, begann ein brutaler Raubzug an den vermeintlichen Heilandsmördern. Nachdem die verängstigten Juden all ihren Besitz herausgegeben hatten, wurden die ersten antijüdischen Pogrome auf deutschem Boden verübt, denn die fanatischen Geistlichen hatten nun die Parole ausgegeben: »Wer einen Juden erschlägt, dem werden die Sünden vergeben!« Einigen Juden gelang die Flucht, nun aber waren sie mittellos und für kaum jemanden von Nutzen. In Mainz konnte der berühmte Gelehrte Kalonymos ben Meschullam, ein Nachfahre jenes Kalonymos, der einst Kaiser Otto II. das Leben gerettet hatte, gemeinsam mit seiner Familie und einigen Freunden dem Massaker entkommen.

Der Mainzer Erzbischof Ruthard hatte ihnen, gegen »angemessene« Bezahlung, ein Schiff überlassen. In Rüdesheim wurde der kleinen Gruppe jüdischer Flüchtlinge eröffnet, dass man von ihnen erwarte, sich aus Dank für die Rettung taufen zu lassen. Enttäuscht und verzweifelt ertränkten sie sich im Rhein. Die Kreuzzügler hingegen bekamen immer mehr Zulauf. Man lief gen Jerusalem und auf dem Weg dorthin zog sich eine Blutspur durch die jüdischen Gemeinden von Köln über Xanten nach Regensburg und Prag ...

Kaiser Heinrich IV., der sich zu politischen Verhandlungen in Rom aufhielt, erfuhr davon, was sich zu Hause im Zeichen des Kreuzes abspielte, und war entsetzt. Umgehend erließ er ein Dekret, wonach alle zwangsgetauften Juden zu ihrer Religion zurückkehren konnten. Gegen Erzbischof Ruthard leitete er ein Verfahren ein, dem sich der Mainzer Oberhirte durch Flucht entzog. Schließlich ließ der Kaiser den »Reichslandfrieden« verkünden, womit er alle Juden des Reiches unter seinen persönlichen Schutz stellte, was in letzter Konsequenz zu den ersten antisemitischen Klischees führen sollte. Fortan nämlich durften die Juden keine Waffen mehr tragen, denn schließlich standen sie ja unter dem Schutz der kaiserlichen Truppen. Bis zu den Freiheitskriegen 700 Jahre später wird diese erzwungene Wehruntüchtigkeit andauern und das öffentliche Bild des feigen Juden befeuern. Unter dem kaiserlichen Schutz aber konnten die verbliebenen Juden neu beginnen, sich ein Leben in den Städten aufzubauen. Auch das religiöse Leben erblühte wieder. Mehrfach noch gab es bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts Bedrohungen durch weitere Kreuzfahrer, die Juden aber konnten sich nun in die Königspfalzen und die Burgen der Ritter retten. Gefahren gingen allerdings nicht nur von fremden Kreuzrittern aus. Ende des 12. Jahr-

hunderts schwappte aus England die Ritualmordlegende auf den Kontinent und fand auch in deutschen Landen rasch Verbreitung. Demzufolge wurde in christlichen Gemeinden der Aberglaube verkündet, dass die Juden an den Pessachfeiern für magische Rituale das Blut christlicher Kinder benötigten. Kaiser Friedrich II. ließ einen solchen »Fall« untersuchen. Als er erfuhr, dass der Genuss von Blut im Judentum verboten ist, sprach er die Juden von diesem Vorwurf frei und stellte sie als sogenannte »Kammerknechte« unter seinen persönlichen Schutz. Auf der Straße hingegen waren sie jederzeit zu erkennen, nachdem Papst Innozenz III. schon auf dem Laterankonzil von 1215 verkündet hatte, dass sich Juden in ihrer Kleidung fortan deutlich von Christen abzuheben hätten. Sie trugen nun den sogenannten Judenhut, eine gelbe, konisch zulaufende breitkrepelige Kopfbedeckung, dazu bestimmte lokal unterschiedliche Kleidungsstücke. Vielerorts vorgeschrieben war ein gelber Stofffleck, später ein gelber Ring auf der Kleidung, worauf im 20. Jahrhundert die Nationalsozialisten zurückkamen und ab September 1941 das Tragen des »Judensterns« anordneten.

Der Antijudaismus des Mittelalters erklärte die Juden für schuldig für nahezu alles, was an Schicksalsschlägen auf die Gesellschaft zukam. So ist es nicht verwunderlich, dass sie auch verantwortlich gemacht wurden, als im Sommer 1348 der »Schwarze Tod« an den Rhein kam. Erst mehr als 500 Jahre später werden Mediziner herausfinden, dass die Pest von Flöhen übertragen wurde und nicht von jüdischen »Brunnenvergiftern«, wie das einst von den Kanzeln gepredigt worden war. Nun tranken die Juden angeblich kein Kinderblut mehr, sondern vergifteten das Trinkwasser. Manch einem gebildeten christlichen Theologen mögen

Zweifel beschlichen haben angesichts der Tatsache, dass die jüdischen Familien selbst ja auch vom Pesttod betroffen gewesen sind. Öffentlich geäußert aber wurden diese Zweifel von kirchlicher Seite nur in Ausnahmefällen. So verfiel solcher Aberglaube bei den einfachen Schichten der Bevölkerung. Wer den Herrn ans Kreuz genagelt habe, dem seien auch Giftmorde zuzutrauen, lautete die Logik jener Tage. Unterstützung erfuhren die Juden zeitweilig von Ratsherren in Thüringen, Köln oder Worms, die sich den aufgestachelten Massen entgegenstellten. Es war ein lobenswerter, gleichwohl aber erfolgloser Versuch, die öffentliche Ordnung wiederherzustellen. Am Ende mussten die Ratsherren überall die Segel streichen oder wurden gar, wie in Worms, erschlagen. In ihrer Verzweiflung steckten nun vielerorts die Juden selbst ihre Häuser an. In Mainz, der mit 6000 Mitgliedern größten Gemeinde in Deutschland, leistete die jüdische Bevölkerung noch eine ganze Weile bewaffneten Widerstand, ehe auch sie vor der zahlenmäßig überlegenen Meute kapitulieren musste und ebenfalls in den eigenen Häusern Brände legte.

Immer neue Thesen von antijüdischem Aberglauben vergifteten das Zusammenleben. So wurde zunächst in Frankreich der Vorwurf des Hostienfrevels verbreitet, ehe er schon bald auch in Deutschland auftauchte. Diesmal gab es durchaus Priester, die dagegen predigten und sich dabei auf Papst Innozenz III. (der die Judenkleidung verordnet hatte) beriefen, welcher schon hundert Jahre zuvor davor gewarnt hatte, derlei Gerüchte leichtfertig zu verbreiten. Jedoch ließ sich der Aberglaube nicht ausrotten. Am 30. September 1337 führte der vermeintliche Hostienfrevler in Deggendorf an der Donau zu einem mörderischen Pogrom. Danach auch im brandenburgischen Beelitz, im württembergischen Ehingen, im fränkischen Röttingen, in

Würzburg, Nürnberg, Rothenburg ob der Tauber ... Nach dem Ende der Pest-Epidemie waren mehr als 200 jüdische Gemeinden ausgelöscht, ihre Mitglieder erschlagen oder verjagt, deren Synagogen und Friedhöfe zerstört.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts nahmen deutsche Städte nach und nach wieder Juden auf; zuletzt Köln und Mainz im Jahr 1372. Doch sie mussten nun in geschlossenen Siedlungen leben – die ersten Ghettos entstanden. Auf die Kleiderordnung für die Juden wurde streng geachtet, und da nun die Zünfte der Handwerker keine Juden mehr in ihren Reihen akzeptierten, war ihre Existenz bedroht. Jüdischen Meistern war es fortan verwehrt, Lehrlinge auszubilden, woraufhin in der Folge viele ihrer Betriebe an Nachwuchsmangel eingingen. Die Kaufmanns-Gilden folgten dem Beispiel der Zünfte und schließlich durften Juden auch keinen Grund und Boden mehr erwerben. Dies war das (vorläufige) Ende der jüdischen Bauern und Winzer. Somit blieben den Juden in ihrem Überlebenskampf nur Tätigkeiten außerhalb der streng gegliederten Gesellschaftsordnung: je nach sozialer Stellung als Hausierer oder Geldverleiher.

Schon seit der Jahrtausendwende, mit dem Beginn der mittelhochdeutschen Periode, hat sich im deutschen Sprachgebiet eine eigene Mundart entwickelt, in der sich die Juden untereinander verständigten und die Jiddisch genannt wurde. Man hat für die mittelhochdeutsche Umgangssprache das hebräische Alphabet angepasst und aus der Sprache der Tora eine Reihe von Begriffen eingefügt, in geringerem Maße auch aus dem Aramäischen. Im Laufe der Verfolgungen während der Pestzeit hatte eine große Fluchtbewegung in Richtung Osten eingesetzt, speziell ins Königreich Polen und ins Großfürstentum Litauen. Die Entwicklung dieser Sprache sollte sich unter den Aschke-

nasim, also den »deutschen« Juden, wie sie sich auch weiterhin nannten, als großer Vorteil erweisen. Im Jiddischen konnten sich die jüdischen Zuwanderer untereinander verständigen, ohne die dort vorherrschenden Landessprachen erlernen zu müssen. Im jungen Polen fanden jene, die seit Jahrhunderten an Rhein und Donau, am Main und an der Elbe sesshaft waren, ein neues Siedlungsgebiet und mit dem polnischen König Kasimir (der zeitweilig selbst mit einer Jüdin verheiratet war) einen Herrscher, der ihnen die gesellschaftliche Gleichstellung verschaffte. Es entstand eine reiche jiddische Kultur – nach und nach auch in den anderen neu entstehenden Ländern in Osteuropa. Ein halbes Jahrtausend später, im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, zogen viele der sogenannten Ostjuden wieder nach Deutschland zurück und vielfach von dort weiter in die USA oder nach Palästina. Die prominentesten unter ihnen sind Chaim Weizmann und Shimon Peres aus Weißrussland, Leo Baeck und Rosa Luxemburg aus Polen, Joseph Roth aus Galizien, Golda Meir und Elisabeth Bergner aus der Ukraine ...

Das Zeitalter der Renaissance mag mit dem Begriff des Humanismus in Verbindung gebracht und als Beginn der Neuzeit apostrophiert werden – für die Juden aber herrschte in ganz Europa noch finsternes Mittelalter. Kaiser Maximilian I. hatte im August 1509 eine Verfügung erlassen, die die Vernichtung jeglichen jüdischen Schrifttums zum Ziel hatte. Mit der Durchführung wurde ein Mann namens Johannes Pfefferkorn aus Köln beauftragt. Der hatte einige Jahre zuvor noch Joseph geheißen und in Prag gewohnt. Damals ist er noch Jude gewesen und war von seinem Onkel Meir in den Lehren des Talmuds unterwiesen worden. Inzwischen aber war er unter den Einfluss der Dominika-

ner geraten, hatte sich taufen lassen und war nun davon überzeugt, dass die jüdische Religion die Verwirklichung eines messianischen Gottesreiches verhindere. Dem gelte es entgegenzutreten. Bald schon fanden an den ersten Universitäten öffentliche Talmud-Verbrennungen statt. Unter Anleitung der Dominikaner verfasste Pfefferkorn Schriften wie den »Judenfeind«, in dem er die Ansicht vertrat, jüdische Kinder müssten getauft und deren Eltern zur Zwangsarbeit herangezogen werden. Solcherlei Propaganda blieb jedoch nicht unwidersprochen. Kein Geringerer als der Kurfürst zu Mainz erwirkte beim Kaiser, dass Gutachten von theologischen und philosophischen Autoritäten eingeholt wurden. Einer dieser Gutachter war Johannes Reuchlin und er war beides, Theologe und Philosoph. Er war des Hebräischen mächtig, hatte dies einst bei Jacob ben Jechiel Loans gelernt, dem Leibarzt von Kaiser Friedrich III. Reuchlin las also das jüdische Schrifttum im Original und setzte sich vehement für dessen Erhaltung ein und für Toleranz gegenüber den Juden. Das brachte ihm drei Prozesse wegen Ketzerei ein, zuletzt vor Papst Leo X. und dem V. Laterankonzil in Rom. Dort konnte der charismatische Reuchlin mit theologischen Argumenten überzeugen, wobei es sich als vorteilhaft erwies, dass auch der päpstliche Leibarzt jüdischen Glaubens war. Am Ende sah sich der Pontifex maximus gar dazu veranlasst, Werken in hebräischen Lettern eine Druckgenehmigung zu erteilen (und absurderweise kurz darauf die des Reuchlin zu verbieten). So kam die kurz zuvor von Johannes Gutenberg erfundene Buchdruckkunst erstmalig auch jüdischem Schrifttum zugute. Dieses erschien etwa zeitgleich wie die religiösen Schriften des Martin Luther. Viereinhalb Jahre nach dessen vermeintlichem Thesenanschlag an der Schlosskirche zu Wittenberg starb in Stuttgart Johannes Reuchlin. Nun ruhte die Hoffnung

der Juden auf Luther, war er doch ein gebildeter Mann, der neben Latein auch Griechisch und Hebräisch sprach. Es konnte ihn ja wohl nicht gleichgültig lassen, dass die Mehrheit der jüdischen Gemeinschaft unter menschenunwürdigen Bedingungen leben musste. Zunächst schien solch eine Hoffnung berechtigt. In seinen frühen Schriften erkannte Luther die Juden als »vom Geblüte Christi« an, nannte sie »Vettern und Brüder unseres Herrn«. Darin aber lag die Erwartung, dass »viele von ihnen rechte Christen werden« mögen. Als sich solcherart Erwartungen nicht erfüllten, mutierte Martin Luther vom Freund der Juden zu deren erbittertem Feind. Er forderte gar, dass man »ihre Synagoga oder Schule mit Feuer anstecke, und was nicht brennen will, mit Erde überhäufe und beschütte, dass kein Mensch einen Stein oder Schlacke sehe davon ewiglich ...« Dieser Aufforderung kamen in dieser Radikalität landesweit erst 400 Jahre später SA-Verbände in der Reichspogromnacht nach – es war die Nacht zu Luthers 455. Geburtstag.

Die Regensburger Hebammenordnung von 1452 untersagte es christlichen Hebammen bei Androhung von Strafe, jüdischen Gebärenden beizustehen. Das war vielerorts allerdings gar nicht nötig, da es unter den Juden bereits eine hoch entwickelte Medizinwissenschaft gab, die teils auf uralten Traditionen beruhte. In vielen Städten des Reiches praktizierten jüdische Ärzte und – wie nicht nur im Fall von Sara in Würzburg – auch Ärztinnen. Die jüdischen Mediziner hingegen gingen ihrer Profession auch außerhalb der Ghettos in christlichen Haushalten nach. Jener Jacob ben Jehiel Loans, der Johannes Reuchlin einst das Hebräische lehrte und Leibarzt von Kaiser Friedrich III. war, wurde sogar zum Ritter geschlagen – als erster Jude in der Geschichte. Auch einer seiner Nachfahren, der Rabbiner

Yoselmann Ben Gerschon Loans, schrieb sich, wenngleich unter anderem Namen, in die jüdische Historie ein. Man weiß so gut wie nichts über dessen Kindheit und Jugend, umso mehr aber über sein spätes Leben. Da war er zum einflussreichen Schtadlan avisiert, wie Fürsprecher jüdischer Gemeinden nicht nur in juristischen Fragen gegenüber der Außenwelt genannt wurden. Zunächst lebte Yoselmann Ben Gerschon Loans in Personalunion als Rabbiner, Händler und Geldverleiher im elsässischen Mittelbergheim. Im Jahr 1514 wurde er gemeinsam mit sieben anderen Juden angeklagt, Hostien geschändet zu haben. Es gelang ihm, diese Anschuldigung zu entkräften. Danach siedelte er ins schöne Rosheim an der Weinstraße um. Als Rechtsvertreter jüdischer Gemeinden machte er sich bald weit über das Elsass hinaus einen Namen, und der lautete fortan so, wie er heute in den Geschichtsbüchern steht: Josel von Rosheim. Im Oktober 1520 erwirkte er in Aachen anlässlich der Krönung Karls V. einen Schutzbrief für alle Juden des Reiches. Fünf Jahre später, als sich während des Bauernkrieges elsässische Rebellen anschickten, die Stadt Rosheim zu stürmen, verwickelte Josel den Bauernführer Erasmus Gerber in einen längeren Disput. Dabei überzeugte er ihn, die Stadt und die Juden zu verschonen. Bald galt Josel von Rosheim in weiten Teilen Europas als Anwalt der Judenschaft. Er war bereits ein prominenter jüdischer Advokat, als er auf dem Reichstag von 1530 in Augsburg seinen Takkanot verlas, wie innerhalb jüdischer Gemeinden eine rechtsverbindliche Bestimmung genannt wird. Nun tat er dies mit dem Ziel, die Geldgeschäfte der Juden mit Christen verbindlich zu regeln. Damit sollten auch eine ganze Reihe von antijüdischen Verordnungen verhindert werden, die immer wieder als Vorwand herhalten mussten, um den Juden Wucherzinsen und Geldbetrug vorzuwerfen.

Im Jahr 1548 klagte er im Auftrag der jüdischen Gemeinde von Colmar vor dem Reichskammergericht. Dabei ging es um das Marktverbot, das die Stadt den Juden auferlegte und das nach Ansicht von Josel von Rosheim unzulässig war. Er führte dabei eine bemerkenswerte Argumentation ins Feld. Demnach seien die Juden »civibus romanis«, also römische Bürger, und insofern stehe ihnen, gleich den Christen, der freie Zugang zu allen Märkten im Reich zu. Als Josel von Rosheim im Alter von 74 Jahren starb, war ein ebenbürtiger Nachfolger nicht in Sicht. Einen solchen aber hätte es gebraucht, als die Frankfurter Zünfte sich anlässlich der Wahl von Kaiser Matthias in ihrer Stadt an diesen wandten. Die Handwerker der Mainmetropole wollten sich in jenem Mai 1612 der jüdischen Konkurrenten entledigen und bedrängten den frisch ernannten Monarchen, nur eine limitierte Zahl an Juden in ihrer Stadt zuzulassen. Den Großhandel solle er ihnen generell verbieten und bei der Kreditvergabe deren Gewinnspanne drücken. Der Kaiser aber war keineswegs davon zu überzeugen, dass sich eine weitere Benachteiligung der Juden zum Vorteil der Zünfte auswirken würde und der Frankfurter Stadtrat schloss sich seiner Meinung an. Zwei Jahre gingen ins Land, dann beschlossen die Frankfurter Zünfte, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Unter Führung des Lebkuchenbäckers mit dem bildhaften Namen Fettmilch kam es am 22. August 1614 zu einem blutigen Pogrom im Frankfurter Ghetto. Anderthalb Jahre dauerten die Plünderungen und die Morde an jenen Juden, die sich schützend vor ihre Familien stellten. Dann gelang es den kaiserlichen Truppen, wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Der Lebkuchenbäcker wurde auf Befehl des Kaisers vor Gericht gestellt und schließlich hingerichtet. Die vertriebenen Juden zogen im Schutz der kaiserlichen Truppen nach Frankfurt zurück

und die Stadt musste ihnen den Schaden ersetzen. Ferner garantierte der Kaiser den Frankfurter Juden auf ewige Zeiten freies Wohnrecht. Allerdings war dieses »freie Wohnrecht« auf das Ghetto beschränkt.

Ab 1600 siedelten sich in Hamburg sephardische Juden an, die aus Spanien und Portugal gekommen waren. Die meisten Sephardim, wie sich die spanischen Juden nannten, waren seit der Inquisition gemeinsam mit den Muslimen vor Ferdinand dem Katholischen, König von Aragon, und seiner Gemahlin Isabella von der Iberischen Halbinsel nach Nordafrika geflohen. Dort lebten sie über Jahrhunderte in einigen Ländern, hauptsächlich in Marokko, Tunesien und Ägypten. Bis heute findet man im nordafrikanischen Raum Sephardim, inzwischen vorwiegend in Israel. Jene sephardische Minderheit, die damals in Richtung Norden, also in die Niederlande und nach Deutschland gezogen sind, waren zunächst gar nicht als Juden zu erkennen. Um der Inquisition zu entgehen, hatten sie sich als Katholiken ausgegeben, hielten im Innern aber treu zu ihrem jüdischen Glauben. Diesen hatten und haben sie mit den Aschkenasim, den »deutschen« Juden, zwar gemeinsam, aber schon der synagogale Ritus war gänzlich anders. Außerdem sprachen sie nicht Jiddisch, sondern Ladino – das sogenannte Judenspanisch.

Im Herbst 1743 verabschiedete der arme Tora-Schreiber Mendel in Dessau seinen 14-jährigen Sohn Moses. Der wollte seinem Lehrer David Fränkel hinterherreisen, der in der preußischen Hauptstadt zum Oberrabbiner berufen worden war. 24 Jahre später nennt sich Moses ben Mendel, übersetzt also Moses Sohn des Mendel, nun eingedeutscht Moses Mendelsohn. Unter diesem Namen brachte er mit

»Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele« einen philosophischen Bestseller auf den deutschen Buchmarkt. Der frühe Aufklärer verstand es, die jüdische Religion mit dem Instrumentarium des Philosophen zu interpretieren. Und er tat dies nicht auf Jiddisch, sondern passend zum neuen Namen in der deutschen Sprache. Moses Mendelsohn verstand sich nicht als Jude in Deutschland, sondern als Deutscher jüdischen Glaubens. Mehr als 300 Jahre später, im Jahre 1950, wird wieder eine Dachorganisation der jüdischen Gemeinden gegründet. Nach den schmerzvollen Erfahrungen der Shoah entscheiden sich deren Gründungsmitglieder, entgegen der Mendelsohn'schen Praxis, für die Bezeichnung »Zentralrat der Juden in Deutschland«.

Moses Mendelsohn blieb über seinen Tod 1786 hinaus Europas meistgedruckter jüdischer Autor. Er galt fortan als nachahmenswertes Beispiel dafür, dass es möglich war, als Jude trotz einer Atmosphäre von staatlichem und gesellschaftlich akzeptiertem Antisemitismus die intellektuelle Anerkennung der christlichen Aufklärer zu bekommen. Allerdings war es ihm zu seinen Lebzeiten nicht vergönnt, der jüdischen Gemeinschaft in Preußen die vollen Bürgerrechte zu verschaffen. Das war unter dem jüdenfeindlichen Monarchen Friedrich II. auch nicht zu erwarten. Das gelang erst 1812 dem Königsberger Seidenfabrikanten und aufgeklärten Autor David Friedländer. Natürlich war dies mit einem Bekenntnis der Juden zum preußischen Vaterland, zur deutschen Sprache und vor allem zum Militärdienst verbunden. Das preußische »Jüdenedikt« machte sie am 11. März zu preußischen Staatsbürgern, nachdem sie durch die Ständeordnung des Freiherrn vom Stein bereits 1808 zu gleichberechtigten Stadtbürgern geworden waren. In der französischen Nationalversammlung war bereits am 28. September 1791 beschlossen worden, den Juden die un-

eingeschränkten Staatsbürgerrechte zu gewähren. Die Revolutionstruppen setzten das nach und nach auch in allen besetzten Gebieten in Deutschland um. Die lang ersehnte Freiheit wurde den jüdischen Deutschen ausgerechnet von den Feinden ihrer Heimat gebracht. Ein Vorgang, der sich 1945 wiederholen wird.

Dem Antisemitismus hat die Gleichstellung der Juden keinen Abbruch getan. Zu tief waren die antijüdischen Resentiments im Denken der Menschen verankert, und das seit vielen Jahrhunderten. Die Sorge um eine angebliche »Übermacht des Judentums« machte im 19. Jahrhundert die Runde. Im Jahr 1879 entstand in Deutschland die »Antisemiten-Liga«, in Kassel wurde 1886 die »Deutsche antisemitische Vereinigung« gegründet. Viele Juden, um gesellschaftliche Anerkennung bemüht, ließen sich taufen. Heinrich Heine etwa, auch Ludwig Börne und die Familie von Karl Marx, dessen Großvater noch Rabbiner war. Von Heine ist allerdings der Satz überliefert: »Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhasst. Ich bereue sehr, dass ich mich getauft hab.« Manch christlich sozialisierter Deutsche, der sich in den 1930er Jahren um Aufnahme in Hitlers SS bemühte und dafür einen »Ariernachweis« retrospektiv ab 1750 vorlegen musste, erlebte bei seiner Familienforschung ein blaues Wunder.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es einerseits eine Ausreisewelle deutscher Juden in die Vereinigten Staaten und nach Südamerika, andererseits eine Hinwendung der in Deutschland Verbliebenen zu kaisertreuen, nationalistischen Haltungen. Ein Teil von ihnen spielt auch in der Arbeiterbewegung eine Rolle, wie zuvor der SPD-Mitbegründer Ferdinand Lassalle oder die aus Polen stammende Rosa Luxemburg. Den Juden erschlossen sich neue Berufe: Apo-

thecker, Juristen, Naturwissenschaftler – wie etwa Albert Einstein, der erste deutsch-jüdische Nobelpreisträger. Sie spielten eine Rolle im aufstrebenden Kulturbetrieb, in der Literatur, im Theater und auch im neuen Medium Film. Mit Hitlers Machtübernahme wurde das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland in kürzester Zeit um Jahrhunderte zurückgeworfen. Am Ende erwartete die ungeheuerliche Zahl von sechs Millionen ermordeter jüdischer Frauen, Männer und Kinder den bitteren Eintrag in die Geschichtsbücher. Auch jene seltener erwähnten Zehntausende, die gezwungen waren, ihre Heimat zu verlassen. In nur zwölf Jahren und drei Monaten wurden in der Shoah mehr europäische Juden umgebracht als zuvor in den Pogromen von 1000 Jahren zusammen.

Am 27. Januar 1945 befreite die Rote Armee die Überlebenden des KZ Auschwitz, am 15. April britische Truppen die des KZ Bergen-Belsen. Am 7. Mai unterzeichneten Generaloberst Jodl in Reims und am Tag danach General Keitel in Berlin für das Deutsche Reich die bedingungslose Kapitulation. Die NS-Herrschaft existierte nicht mehr. Etwa 15 000 überlebende Juden waren zunächst mit anderen ehemaligen KZ-Häftlingen in sogenannten DP-Camps, Lager für »displaced persons«, untergebracht. Wer in Deutschland bleiben wollte, wurde den früheren Wohnorten zugewiesen. Für Palästina gab es zunächst noch eine Kontingentierung der britischen Behörden, die mit der Staatsgründung Israels im Mai 1948 aufgehoben wurde. Viele europäische Juden wanderten dorthin aus. Gleichzeitig kehrten in den nächsten Jahren einstmals emigrierte deutsche Juden in ihre Heimat zurück. Vielerorts wurden die jüdischen Gemeinden wiedergegründet, spielten in den ersten Jahren aber nur in den großen Städten – allen voran Frankfurt,

Berlin und München – eine nennenswerte gesellschaftliche Rolle. Das vor der Shoah aktive jüdische Gemeindeleben in kleinen Städten und – vor allem im Süden Deutschlands – auch auf den Dörfern schien für immer verloren. Anfang der 1950er Jahre waren in der gesamten Bundesrepublik und in beiden Teilen Berlins gerade noch knapp 30 000 Mitglieder organisiert. Inzwischen haben die Gemeinden des wiedervereinigten Deutschlands, nicht zuletzt durch die jüdische Zuwanderung aus Gebieten der ehemaligen Sowjetunion, wieder mehr als dreimal so viele Mitglieder. Der aus Argentinien stammende Kantor Isidoro Abramowicz, der im April 2019 in der Berliner Synagoge Pestalozzistraße sein Amt antrat, beschreibt die Situation, die er hier 74 Jahre nach der Shoah vorgefunden hat, so: »Heute sind wir Zeugen, wie neues jüdisches Leben entsteht, auch wenn es sicher noch Generationen dauern wird, bis es wieder die alte Blüte erreicht. Daran möchte ich mitwirken.« Das tun freilich auch jene Juden, die nicht in einer jüdischen Gemeinde registriert sind, gleichwohl aber die Feiertage begehen (oder auch nicht), sich aber eine jüdische Neshume, eine jüdische Seele, bewahrt haben. Eine verlässliche Zahl dieser unorganisierten Juden ist nicht bekannt. Nach allgemeiner Schätzung aber dürfte deren Zahl die der Gemeindemitglieder übersteigen.